

(Nachdruck verboten.)

27]

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

„Also so steht die Sache, Mädel?“ wandte sich Tefmer an Hedwig.

Diese hatte sich inzwischen aus ihrer demüthigen Stellung aufgerichtet, und einen langen, stolzen und verächtlichen Blick auf Lucie geworfen. Dann wandte sie ihre Augen bittend und flehend auf Thal, der zornbebend einen Schritt auf seine Frau zu gemacht hatte.

„Noch einmal, schweig, Dirne!“ kam es leuchtend über Thal's Lippen.

„Herr Doktor,“ fiel Tefmer dazwischen, „als Vater dieser ungerathenen Tochter muß ich Sie dringend um eine sofortige Aufklärung über Ihr Verhalten bitten. Denn Sie werden zugeben, daß ein Rendezvous an einem so ungewöhnlichen Orte und zu so ungewöhnlicher Zeit nicht das Gebahren eines an . . .“

„Keine neue Beleidigung!“ rief Thal, indem er mit einer so drohenden Miene auf Tefmer zutrat, daß dieser unwillkürlich einige Schritte zurückwich. „Keine neue Beleidigung, oder keine Macht der Welt soll mich hindern, Sie wie einen Hund niederzuschlagen! Indessen,“ fügte er ruhiger hinzu, „die gewünschte Aufklärung sollen Sie haben. Morgen würden Sie dieselbe ja ohnedies erhalten haben. Fräulein Hedwig und ich waren hier, um mit einem letzten Schwur unseren Entschluß zu befestigen, daß unser Schicksal von morgen ab aneinander gekettet ist. Nach dem, was soeben vorgefallen ist, sind weitere Erörterungen wohl überflüssig geworden.“

„So, glauben Sie?“ zischte Tefmer.

„Die jungen Leute haben in der That Glück!“ warf Lucie dazwischen.

„Kommt, Hedwig!“ wandte sich Thal, als ob er nichts gehört hätte, an diese.

„Du bleibst, Frauenzimmer!“ schrie Tefmer, auf seine Tochter zuspringend, als sie Miene machte, der Aufforderung Thal's Folge zu leisten.

Dieser trat dazwischen. „Zurück! Sie haben jedes Anrecht, über die freiwilligen Entschließungen ihrer Tochter zu bestimmen, verloren. Sie steht unter meinem Schutz, außer — wenn sie ihn ablehnt.“

„Robert!“ hauchte Hedwig, seinen Arm erfassend, „ich folge Dir. O, führe mich hinweg!“

„Und ich sage Ihnen, meine Tochter bleibt hier! Wenn ich nicht mehr über sie zu befehlen habe, so hat ihr Bräutigam noch das Recht dazu. In seinem Namen . . .“

„Dr. Nessel werde ich jederzeit zu Diensten stehen. Einstweilen aber machen Sie Platz!“

Wieder standen sich die beiden Männer gegenüber.

„Alexander!“ rief in diesem Moment Lucie, „laß doch die beiden Heiligen ziehen! Meinemwegen waren so viel Umstände gar nicht nöthig; ich segne sie von Herzen! Auf diese Weise bleibt die Geschichte, der Skandal hätte ich fast gesagt, wenigstens unter uns.“

Die letzten Worte blieben nicht ohne Eindruck auf Tefmer. Willig ließ er sich von Lucie, die schnell den Schlüssel von der Konsole genommen und die Thür geöffnet hatte, bei Seite ziehen.

Ein heftiger Windstoß verlöschte die Lampe.

Thal und Hedwig traten hinaus und waren im nächsten Augenblick in der Finsterniß verschwunden. — —

XL

Bis auf Dr. Nessel glaubte alle Welt an das von Tefmer verbreitete Märchen, daß Thal und Hedwig heimlich davon-gelaufen seien. So sehr die meisten dem Herrn Kommerzien-rath auch den kleinen Familienstandal gönnten, in dem Verdammungsurtheile über das saubere Pärchen waren doch alle einig.

Als Tefmer daher in nobelster Weise für die unglückliche Frau des durchgebrannten Direktors sorgte, ihr weiter die hübsche Villa zur Bewohnung überließ — der neue Direktor mußte sich wieder mit den alten Männern in der Fabrik begnügen — fand seine Handlungsweise, wohl zum ersten Male seit langer Zeit, allgemeine Billigung. Man fand das sehr

anständig von ihm, denn die arme Frau war bei dem ganzen Vorfalle doch am meisten zu beklagen.

Dr. Nessel hatte den wirklichen Sachverhalt bald errathen. Das Verhältniß Tefmer's zu Lucie Thal war ihm seit langem bekannt.

Mit dem heimlichen Aerger des zukünftigen Schwieger-sohnes verfolgte er die riesigen Ausgaben, die Tefmer aus diesem Verhältnisse erwachsen. Sein Entschluß, dieser Verschwendung ein Ende zu machen, wenn er erst zur Familie gehörte, stand bereits fest.

Die „Flucht“ Hedwig's war freilich ein fürchterlicher Schlag für ihn. Zusammengebrochen mit einem Auck war sein schönes, klug und berechnet aufgebautes Kartenhaus.

Als Tefmer ihm die Mittheilung machte, daß er das im traulichen tête-à-tête überraschte Pärchen auf der Stelle davon-gejagt habe, stand er wie vom Donner gerührt. So nahe am Ziele und doch noch gescheitert! Zum Teufel, wenn dieses Frauenzimmer mit ihrem Skandal doch wenigstens bis nach der Hochzeit gewartet hätte! Das Band, das ihn an Tefmer knüpfte, wäre dann wenigstens nicht ein gar so loses gewesen.

„Ich werde meine Ehre zu rächen wissen!“ war alles, was er Tefmer erwidern konnte, „dieser Schuft von Thal soll mir blutige Genugthuung geben. Ich werde ihn finden!“

Nessel entschuldigte sich mit seinem Schmerze, mit der ihm angehenden Schmach und verabschiedete sich eilig von Tefmer, der ihn verblüfft gehen sah. „Ich glaube, dieser Schafskopf macht mit seiner Verfolgung gar Ernst,“ dachte er. „Das könnte noch schön werden!“ Ehe er indessen einen Entschluß fassen konnte, war Nessel bereits verschwunden.

Wie ein Wahnsinniger raunte der „Rächer seiner Ehre“ zum Hause hinaus und durch den Park. Das ruhige Blut hatte diesen Streber seit dem Zusammenbruche seines „Glücks“ vollständig verlassen.

Erst als er die Chaussee erreichte, wo ihm der eilige Oktoberwind scharf ins Gesicht blies, wurde er ruhiger. Das werktagsmäßige Geräusch der Fabrik, das gleichförmige, in kurzen, regelmäßigen Pausen weithin hörbare Röcheln der Fördermaschine am Kohlenschacht brachten ihn langsam wieder in die Alltäglichkeit zurück. Ein Mensch betrogen um all seine Hoffnungen, all seine stolzen Pläne, was kümmerte das die Räder der Maschinen!

Unter dem grauen, schneedrohenden Himmel lagen die Schollen- und Stoppelfelder still und einsam wie sonst. Die Müdenwagen, flankirt von frierenden und elend gekleideten Arbeitern, rollten langsam die Chaussee entlang.

Nessel erwiderte kaum die ehrfurchtsvollen Grüße der Vorüberziehenden. Vielleicht wußten die Leute schon von seinem Mißgeschick und freuten sich gar über dasselbe, denn er galt als ein gestrenger Herr.

Je näher Nessel dem Dorfe Wiesenau kam, wo er noch immer die zwei Zimmer der Bahnhofs-Wirthschaft bewohnte, um so unschlüssiger wurde er. Was sollte er eigentlich unternehmen? Hinter den beiden Durcheinander herlaufen? Das würde sich lohnen! Seine Ehre rächen? Hedwig zurückholen? Danke! Was lag ihm heute an seiner Ehre und an diesem Mädchen, wenn er nicht auch die Gewißheit hatte, daß er damit sein Glück wiedereroberte!

Sein Bündel schnüren? Sein Glück anderswo versuchen? Einen Augenblick blieb er stehen, zögernd, als ob der nächste Schritt schon die Entschließung bringen müsse.

„Fort von hier, von hier?“ Mehrmals wiederholte er sich diese Frage wie etwas so Ueberraschendes, so Unglaubliches, daß man es in der ersten Sekunde gar nicht fassen kann. Er sollte diese Gegend, Tefmer, seine Stellung verlassen, während doch jede Faser seines Herzens an all dem hing? Umsonst sollte er umsonst gestrebt, noch dazu für einen anderen, diesen Brod von Tefmer, gearbeitet haben? Umsonst wären die Demüthigungen gewesen, die er oft zähneknirschend hingenommen hätte? Umsonst war alles, sogar das Opfer seines Religionswechsels? Und — leichten Herzens vielleicht ließ ihn dieser Dummkopf Tefmer, der ihm so viel verdankte, heute gar ziehen. Nein und abermals nein, so billig sollte jener nicht davontommen!

Und doch, was hatte er wohl noch zu erwarten? Tefmer bezahlte ihn gut, das war richtig; als Vereinssekretär hatte er

eine immerhin einflussreiche Stellung; aber genügte dies seinem Ehrgeiz? Er blieb weiter ein von Tesmer abhängiger Tagelöhner, der jede Laune seines aufgeblasenen Herrn willig ertragen oder gewärtig sein mußte, fortgeschickt zu werden. Nein, dazu war er nicht geboren!

Was hielt ihn also noch länger zurück? Die Entscheidung des Schicksals war vorläufig gegen ihn ausgefallen. Warum also verbissen gegen das Unvermeidliche ankämpfen? Besser, er fügte sich in das Geschehene und nahm einen neuen Anlauf, der ihm besser glückte.

Aber das Scheiden von hier wurde ihm schwer, schien ihm fast wie eine Dummheit. War's nicht, als ob ihn etwas mit ungestümmter Macht zurückhielt?

Ein Gedanke durchblitzte sein Hirn. — Wenn in diesem Augenblicke die leuchtende Frühlingssonne durch die schwere Wolkenschicht des Oktobervormittags gebrochen wäre und die Wecker, Bäume, die Fabriken und ganz Wiesenau mit lachendem Glanz übergossen hätte, das Panorama vor ihm, sein ganzes Dasein hätte ihm nicht herrlicher erscheinen können als bei jenem Gedanken.

Nein, sein Spiel war noch nicht verloren; vielleicht glänzender gewonnen als er je geahnt hatte, wenn — Rosa Tesmer sein Weib wurde! War diese Lösung nicht einfach, war sie nicht wahrscheinlich, da er in diesem Falle doch die leidenschaftliche Neigung dieses stolzen, starkköpfigen Mädchens auf seiner Seite hatte? O, jetzt erst wurde ihm klar, warum ihn im ersten Augenblick, als er von Tesmer die Mittheilung von Hedwig's Flucht erhielt, ein Gefühl erfasst hatte, dem er durch lautes, freudiges Aufjubeln hätte Ausdruck geben mögen! Die folgende Verzweiflung über den Zusammenbruch seines stolzen Lebensplanes hatte ihn eine kurze Zeit zwar gehindert, rechte Klarheit über sein erstes Empfinden zu erlangen; aber während der ganzen Dauer seiner niedergedrückten Stimmung war es immer schärfer aus seiner Ungewißheit herausgetreten, und jetzt fühlte er, daß es eigentlich nur ein dumpfer, blöder Traum gewesen war, der ihn seit einer halben Stunde genarrt hatte.

Nessel lachte hell auf und setzte starken Schrittes seinen Weg fort.

Wie hatte er nur nicht sofort an Rosa denken können; an Rosa, mit der er sich verstand wie mit keiner, die er, wenn dieses Wort bei ihm überhaupt einen Sinn hatte, anbetete, wie er nur ein Weib anbeten konnte! Hatte er je mit Hedwig nur eine Minute sich mit derselben Hingebung, mit demselben Vergnügen und mit derselben Vertraulichkeit unterhalten können wie mit ihrer Schwester? Und sie, das stolze, lebenslustige, übermüthige, schöne Mädchen, hatte sie ihn nicht mit Beschlag belegt, von der ersten Minute, wenn er ins Zimmer trat; hatte sie nicht mit ihm koletirt bis zur äußersten Grenze des Erlaubten, ihn im Publicum auf ihre Schwester nicht geradezu mit kleinlichen Eifersüchtelien verfolgt? Galt er nicht als der Einzige, dessen Einflüsse sie sich zugänglich erwies? Nun wurde ihm alles klar. Welch ein Narr war er gewesen, sich von seiner schwermüthigen Stimmung meistern zu lassen.

Was war sie ihm auch gewesen, seine Brant, diese spießbürgerliche Hedwig, die ihm nur begehrenswerth war, da sie damals das heirathsfähige Alter hatte. Eine lahme, eine bucklige Tochter Tesmer's im gleichen Alter wäre ihm wahrscheinlich ebenso begehrenswerth erschienen.

(Schluß folgt.)

„Genosse“.

So oft ich in Zeitungen, Broschüren und Büchern von Arbeiterfeinden das Wort der obigen Ueberschrift in höhnische Gänsefüßchen eingeschlossen sehe und lese, — lacht mir vor Vergnügen das Herz im Leibe. Herr Richter und Herr Richter können sich einen so brüderlich innigen Ausdruck für gegenseitige Anrede nicht leisten, wie die durch ein Geistes- und Herzensband vereinten Kämpfer der Arbeiterpartei. Die Herren Höhenlohe und Niquel wohl auch nicht. Aber wir, ja wir können's — und thun's, thun's mit Freude und Gemüthung. Wir von der rothen internationalen Nolte haben uns durch ein Menschenalter diese lehrdeutsche Anrede zu eigen gemacht, — und sie wird international verstanden und gewürdigt. Unsere Brüder in Rußland, Italien, England, Frankreich und allerwärts fühlen, wie ich aus hundertfacher Erfahrung weiß, sehr wohl heraus, daß ein inniges Verbundensein in diesem schlichten Worte Genosse sich kund giebt, wenn auch nur wenigen die sprachgeschichtliche Bedeutung des deutschen Wortes Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntniß ist. Es ist der Ton, der die Musik macht! Und etwas von dieser Herzens- und Gefühlsmusik kündigt sich auch unseren Brüdern fremder Zunge an in der üblichen Anredeform.

Von dem mächtigen großen Bindemittel, den großen erhabenen Zielen der größten Kulturbewegung aller Zeiten, will ich nichts sagen, mich nur an die sprachliche Seite der Sache halten, natürlich nicht den kulturgeschichtlichen Inhalt dabei außer acht lassen.

Ältere Genossen erinnern sich wohl noch des Antrages, der auf einem der frühesten Tagstagen der deutschen Arbeiterpartei eingebracht wurde und dahin lautete, man möge das brüderliche Du einführen von Memel bis zur Adria, von den Vogesen bis zu den äußersten deutschen Borden der Donau. Man mag darüber lächeln, man kann aber nicht den sittlichen und Gefühlsinhalt dieses Antrages übersehen: in ihm ruht mit ein Theil der Stärke unserer Partei und unserer Bewegung.

Der Antrag ist abgelehnt worden, aber ohne Beschluß und Sahnung ist die Anrede Genosse Brauch geworden im Leben des Kampfes und der Arbeit, — und sie leistet, was jener Antrag bezweckte, vollaus. Sie sagt jedem so Angeredeten, daß ihn der andere als ein Mitglied derselben Genossenschaft, derselben einen großen Familie betrachtet; er bringt dem, der die Anrede gebraucht, auch im schärfsten Meinungsaustrausch stets zum Bewußtsein, daß er zu einem gleichberechtigten und zu einem Bruder redet. Man kann von einem schlichten Wort wahrlich nicht mehr verlangen!

Das wäre so ungefähr der kulturgeschichtliche Hintergrund des Wortes in seiner modernen, in unserer Anwendung. Mögen sich die Bureauksreiber und schulgebildeten Zünftler aller Art Herr Kollega tituliren: ein größeres Wohlgefühl können sie dabei nicht haben wie unsereiner, wenn die traute Anrede an sein Ohr schlägt oder er sie braucht.

Solche Imponderabilien, solche unwägbar Dinge haben auch ihren hohen Werth im Gesellschaftsleben der Menschheit. Ich brauche nach dem kurz Ausgeführten mich wohl nicht noch weiter zu verbreiten; alle Genossinnen und Genossen werden mich verstehen, denn das, was ich andeute, ist, dessen bin ich sicher, ihr eigenes erlebtes inneres Besitztum. Aber wir haben ja natürlich das Wort nicht erfunden, nur vorgestunden und freilich mit einem neuen Inhalt erfüllt.

Vielleicht interessiert die Leser die Geschichte des Wortes in älterer deutscher Zeit, von der ich nun zu reden gedente.

Hildebrand, der dem alten Jakob Grimm kongenialste der Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches der deutschen Sprache, führt das Wort ein als: „ein werthvolles und lehrreiches altes Wort, auch gut erhalten und vortheilhaft wieder aufliegend“. Dabei denkt er zunächst an die amtlichen Wortprägungen: Genossenschaft (mit beschränkter Gastpflicht), Berufs-genossenschaft u. s. w. Auch an Schutze-Delikt und seine Bestrebungen, wie an ähnliche der Landwirth erinnert er. Hinter der Sozialdemokratie sah er zu viel Undeutsches, Französisches, ohne jedoch Chauvinist zu sein und der Proletarierbewegung den berühmten „guten Kern“ abzusprechen. Des Gebrauches des Wortes Genosse innerhalb unserer Partei thut er dann auch Erwähnung. Er sagt: „Bei einer Partei, die sich vorzugsweise als die Partei der Zukunft ansieht, wird es auch als eine Art Parteititel gebraucht.“

Das Hauptwort Genosse, in mittelhochdeutscher Schreibung genöz, wobei das o lang, das geschwänzte z als weiches s zu sprechen ist, ist abzuleiten von dem Zeitwort gen i e ß e n und zwar von der Vergangenheitsform: ich genöz. Es bedeutet Einem, der den Mitgenuß an einem Gut mit einer bestimmten Menge anderer Personen hat, die mit ihm zusammen alle eine Rechts- und Interessengemeinschaft bilden, gegründet auf gemeinsamen Erwerb und gemeinsamen Besitz. Wichtig ist das Mitthum bei dem Erwerb, mag dieser Ernte von Bodenfrüchten, Jagd und Fang von Nutz- und Nahrungstieren, Gewinn von Kriegsbente oder welcher Art immer sein: nur aus gemeinsamer Arbeit des Erwerbens erwächst gemeinsames Besitz- und Nutznießungsrecht. Gleiche Pflichten, gleiche Rechte verbanden alle Genossen dieser Gesellschaftsgebilde. Wer diesen nicht angehörte, nicht mitgethan hatte bei der Arbeit und folglich auch keinen Rechtsanspruch auf Mitgenuß hatte, den nannte man ungenöz, z. B. zwei Bürger aus verschiedenen Städten wurden so genannt. Aus der Rechts- und Interessengemeinschaft der Genossen ergibt sich die Bedeutung: ungleich, unebenbürtig, niederen (oder höheren, meist erlieres) Standes für diejenigen, welche ungenöz genannt werden. Auch im Erbgang hat ein solcher keinen Anspruch auf Genuß. In Weisthümern (Aufzeichnungen alter Dorfrechte) heißt es u. a.: Wenn einer der Gottesmänner (Inhaber von Kloster- oder Kirchengut zu Lohn und Nutz) „außer seiner Genossinne ein Weib greift“, d. h. außerhalb der (hier agrarischen) Genossenschaft heirathet, so haben die diesem Bunde entspreichenden Kinder kein Erbrecht. In der Rechtsprache des Mittelalters heißen die gleichberechtigten Erben: geerb und genöz.

Zahlreich sind die Zusammensetzungen mit unserem Wort, deren erster Bestandtheil dasjenige Gut angiebt, an welchem alle gleiches Recht und gleichen Mitgenuß haben: Hausgenossen, Zeitgenossen, Lagergenossen, Kampfgenossen, Brotgenossen, Waffen- und Turniergenossen, Schiffsgenossen u. s. w. Geschichtlich insbesondere berühmt und bekannt wurden die Eidgenossen, die Schweizerischen ebenso wie die vom Bundschuh der ausländischen Bauern. „Ehalten und Brotgenossen“ ist stehender Ausdruck für die Gesamtheit der Mitglieder einer Haus- und Wirtschaftseinheit, einen Hausstand. Selbst Lehnherr und Vasall, Vogt und Bauer sind einander genöz, da die Verbindlichkeit vom idealen Rechtsstandpunkt auch in solchen Verhältnissen für gegenseitig verbindlich galt. Selbst

die Empfänger öffentlicher Wohlthätigkeitsgaben heißen noch bei dem Schweizer Gottfried Keller (in der Erzählung: Der grüne Heinrich) nach dem alten guten Wort; an einer Stelle des genannten Buches lesen wir: „Kinder von Holzhackern, Tagelöhnern und von almofengendigen Leuten“.

Von einzelnen interessanten Zusammenfügungs-Bildungen erwähnen wir noch: Helmgenosse, was nicht etwa einen Ritter, sondern einen helmberechtigten Staatsbürger bezeichnet, und Kunitgenos, d. h. Angehöriger einer gelehrten Kunst, da in älterer Sprache Kunst so viel bedeutete wie Wissenschaft, die man sich dachte als einen Kreis von Genossen, etwa wie man noch heute seit Klopstock's Vorgang von einer Gelehrtenrepublik spricht. Die deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts, welche unter dem Sammelnamen des Hainbundes (nach einem Wäldchen bei Göttingen) bekannt sind, nannten sich Genossen; Bahallagenossen nannte man in unserem Jahrhundert jene berühmten Deutschen, deren Bildnisse in die Walsalla König Ludwigs von Bayern bei Regensburg aufgenommen wurden.

Vielfach kann man bei Wendungen der älteren Sprache zweifeln, ob genoz als Hauptwort oder Eigenschaftswort zu fassen ist. Fürsten genoz (große Anfangsbuchstaben waren in alter Zeit nicht das Abzeichen der Hauptwörter) konnte heißen: ein Genosse von Fürsten, oder einer, der einem Fürsten gleich gilt. Ungenoz nannte man einen, der nicht seines gleichen hat, so wird genannt der gelehrte Albertus Magnus (1193—1280), aber auch der heilige ungenährte Noth Christi der mittelalterlichen Sage.

So lesen wir in Freidanks Sprüchen:

Lügen, Trügen sind so groß,
Sie höhen (erhöhen) manchen Ungenoz.

Und Hans Sachs weiß zu melden:

Geld einen Fürsten machen kann,
Geld macht Grafen und Turniers genoz,
Geld macht edel, giebt Wappen groß. —

Auch als Umstandswort finden wir das Wort gebraucht; so wird von Malern geredet, die „in Kinds genoz“, d. h. in kindlicher Weise malen, d. h. etwa so, wie die „Randzeichnungen des kleinen Moritz“ in den „Fliegenden Blättern“.

Als politischer staatsrechtlicher Begriff ist dem Mittelalter geläufig der Ausdruck: die Genossen von Frankreich, d. h. die an Macht und Würde, an Rechten und Pflichten gleichen Pairs, die höchsten Adelligen und Würdenträger jenes Landes, die den Peers Englands, den Grafen Spaniens etc. entsprechen.

Da steht das Wort Genosse mit dem fast gleich bedeutenden: Geselle, zusammen, das aus ritterlicher Zeit stammt und ursprünglich so viel wie Saalgenosse bedeutet, einen, der mit anderen gleichberechtigt an Pflichten und Ehren den geräumigen Herrensaal des Ritterhauses theilen darf. Im Gotischen lautet das Wort gasaljan, woraus das mittelalterliche Latein die Mehrzahl gasalianes gebildet hat. —

Da die vornehmen Herren von Besitz und Bildung den Profetarier heutzutage nicht gern in ihren Sälen (Salons) dulden mögen, es sei denn sie hätten ihre Arbeitsdienste nötig, so mögen sie nicht Gesellen noch Genossen von diesen sein und heißen. Und letztere handeln nach dem Spruche des 16. Jahrhunderts, der da lautet:

Halt dich zu deinen Genossen,
So bist du unverstoßen.

Sie thun darnach und schließen um so fester und enger an Ibrésgeleichen als getreue Gesellen und Genossen in Freud und Leid, auf Tod und Leben sich an einander. Und sie thun wohl daran.

Mansfred Wittich.

Kleines Feuilleton.

— Die Schnelligkeit des Gedankens im Traume. Daß von der „blitzartigen, gleichsam geheimnißvollen“ Schnelligkeit des Gedankens im Traume nichts zu halten ist, daß diese vielmehr geringer ist als im Wachen, dafür bringt der französische Philosoph J. Clavière in der „Revue philosoph.“ folgenden interessanten Beweis: Man kann die Schnelligkeit des Gedankens während des Traumes in denjenigen Fällen messen, wo das Läuten einer Weckuhr, welches in bestimmten zeitlichen Abständen erfolgt, als Bestandteil in den Traum eingeht und auf diese Weise einen Theil des Traumes abgrenzt. Clavière erzählt nun einen solchen Traum, in welchem er sich im Theater zu befinden meint, und wo während der erlebten Vorgänge daselbst plötzlich ein Läutewerk ertönt, während er selbst beim darauf folgenden Läuten erwacht. Dies zweimalige Läuten rührt von seiner Weckuhr her. Clavière hat dann die erlebten Traumereignisse im Wachen in Gedanken wiederholt und gefunden, daß ihr Verlauf kürzere Zeit in Anspruch nimmt als während des Traumes, obwohl doch manche Vorgänge, wie z. B. das organische Aussprechen der Wörter, im Wachen längere Zeit erfordern, als im Traume. Aus diesem Grunde nimmt er an, daß die Schnelligkeit des Gedankens im Traume geringer ist, als im Wachen. Diese Herabsetzung hat wohl ihren Grund in dem meist verminderten Blutzufluß nach dem Gehirn, sowie in der eingetretenen Anästhesie, welche die Vorstellungsbildung erschweren, ferner darin, daß das Denken im Traume an das Ausprägen von Bildern gebunden ist und dadurch eine Verzögerung erfährt, welche beim Denken im Wachen dagegen sehr gering ist. —

— Lustige Liebesbotschaften. In Brasilien haben zärtliche Liebespaare neuerdings eine ebenso poetische wie originelle Art des Austausches von Billets-doux entdeckt, die man leider in Ländern mit rauherem Klima nicht nachzuahmen im Stande sein wird. Die in Südamerika in üppiger Pracht blühenden Niesen-Lorbeer-Magnolien liefern den Liebenden das Material, auf dem sie jezt alle kürzeren Liebesbotschaften einander zugehen lassen. Die großen, schneeweißen Blütenblätter haben nämlich die eigenthümliche, allerdings längst bekannte Eigenschaft, daß die kleinste auf sie ausgeübte Berührung nach einigen Stunden einen braunen Fleck entstehen läßt. Diese Blätter oder vielmehr die ganzen Blüten werden nun eifrig von den Liebenden benützt. Mit einem harten, scharf zugespitzten Stift wird die zartweiße Fläche jedes Blumenblattes beschrieben; von der so aufgetragenen Schrift ist zuerst gar nichts zu bemerken, und der Absender kann sein offenes Liebes schreiben ganz ungenirt einem Boten zur Beförderung übergeben. Die Empfängerin stellt dann die Blüte in eine mit frischem Wasser gefüllte Vase, und nach zwei bis drei Stunden ist die geheimnißvolle Inschrift der duftenden Blumenblätter so klar und deutlich zum Vorschein gekommen, daß sie ohne Mühe entziffert werden kann. —

Literarisches.

g. b. Franz Hofen: Vereinal... Die Liebesgeschichte einer Schauspielerin. Berlin, N. Jacobsthal. 1897. — Eine Reihe kleiner Erzählungen; alle gleich flau und oberflächlich. Nicht eine, die aus dem Sumpfe der Mittelmäßigkeit hervorragte. Vergleiche sucht man in dieser Erstellungsarbeit nach Spuren einer echten Begabung; und man würde sich doch gewiß freuen, wenn man auch nur etwas fände, worauf sich eine günstige Voraussetzung stützen könnte. Eine günstige Voraussetzung, wie sie Max Ring in der Einleitung dem Verfasser stellt. Nein! Diese „ersten Frühlingsblüthen“ werden keine reifen Früchte tragen. Aber vielleicht wird der Autor einer der mit Recht so beliebten „ansprechenden Salon-erzähler“. —

Theater.

— Anzengruber's „G'wissenswurm“ wird nächstens dem Repertoire der Schauspielhauses eingefügt werden. —

— Ein Volksspielhaus in Wien. Aus Anlaß des Regierungsjubiläums des österreichischen Kaisers soll nach Art des Meraner Volksspielhauses auf dem Plateau des Rabenberges ein Theater gebaut werden, das den Namen „Wiener Volksspiele“ führen wird. Das Theater hat einen Fassungsraum von 6- bis 8000 Personen. Als Mitwirkende sind ausschließlich Dilettanten in Aussicht genommen; die Leitung der Bühne wird ein Theaterfachmann übernehmen. Das Volksspielhaus auf dem Rabenberg ist vorläufig nur für die Dauer der nächstjährigen Sommerfaison gedacht; es wird seine Vorstellungen mit dem Ostersonntag beginnen und zum Herbst wieder beenden. Als Spieltage wurden der Donnerstag jeder Woche, sowie die Sonn- und Feiertage in Aussicht genommen. Zur Darstellung gelangt eine Art historisches Volksspiel, das Bilder aus der fünfzigjährigen Regierungsperiode des Kaisers wiedergiebt und namentlich in bezug auf Kostüme, Waffen und dergleichen eine historisch treue Szenerie bieten soll. — Das „Volk“, auf das man hier spekulirt, scheint „der dumme Kerl“ von Wien zu sein. —

Kunst.

— Die Berliner Nationalgalerie hat Böcklin's in München ausgestellte „Meeresbrandung“ erworben. —

Geographisches.

— Früheres Klima der Polargegenden. Gegen die bisherige Annahme, daß in einer geologischen Periode die Polarregionen sich aus einem tropischen Klima's erheuten, wendet sich Gregory in der „Nature“. Diese Theorie war auf einige Lager von Pflanzenüberresten begründet, von denen die bedeutendsten auf Disco-Jeland und den benachbarten Küsten von Grönland aufgefunden wurden. Diese fossilen Pflanzen wurden von Heer beschrieben und verleiteten Lyell zu den Schlußfolgerungen, daß früher eine äußerst üppige Pflanzenwelt, darunter viele Baumarten und selbst Palmen, in der Polarregion vorkam, wo jezt alles mit Eis und Schnee bedeckt ist. Diese Behauptungen wurden so sicher ausgesprochen, daß sie in alle Lehrbücher übergingen, und alle Einwürfe dagegen gewöhnlich unbeachtet blieben. Solche Proteste erfolgten von Dr. Robert Brown. Starke Gardner erklärte lange Reihen von Heer's Bestimmungen als werthlos und zog fast die Hälfte der von Heer aufgestellten Genera und Spezies ein. Augenblicklich ist Nathorst, in dessen Händen sich die Heerschen Typen befinden, mit einer Revision derselben beschäftigt und ist ebenso, wie Brown und Gardner, von der ungenügenden Bestimmung der Pflanzenreste von Heer überzeugt. Vor allen Dingen ist festgestellt, daß Palmen nicht unter den Pflanzenresten vorkommen, und dann ist durchaus nicht sicher, daß alle die Stämme von Bäumen, die man in Spitzbergen und Grönland findet, dort gewachsen sein müssen, vielmehr ist dasselbe sicher als Treibholz zu betrachten. Brown fand in dem fossilen Blätterlager auf Disco-Jeland nicht ein einziges Blatt, das noch an einem der vorhandenen Hölzer festsaß, und er ist wie Steensfrop der Meinung, daß die Blätter durch den Wind an ihren gegenwärtigen Lagerplatz hingeführt seien. Das meiste arktische Treibholz besteht zwar aus Fichten- und Lärchenstämmen der sibirischen Wälder; aber auch Mahagonistämme aus Zentral-Amerika

und westindische Bohnen werden nicht selten dazwischen gefunden. Man könnte also auch so das Vorkommen von tropischen Pflanzen in den fraglichen Ablagerungen erklären, ohne einen Wechsel des Klimas annehmen zu müssen, der durch eine Verschiebung des Pols hervorgerufen sein soll. —

Physiologisches.

— Physiologische Wirkungen hoher Ballonfahrten. Die Wirkungen von Ballonfahrten in sehr große Höhen, über 7000 Meter, auf den menschlichen Körper bespricht Professor Dr. Müllenhoff-Berlin in der Zeitschrift „Die Natur“. Fast man die bei Hochfahrten im Ballon gemachten Beobachtungen kurz zusammen, so ergibt sich als Gesamtergebnis: 1. Die bei wissenschaftlichen Aufstiegen — und solche sind alle bisherigen Hochfahrten gewesen — bestehende Nothwendigkeit, innerhalb weniger Minuten eine große Menge von Beobachtungen zu machen und niederzuschreiben, erzeugt eine fieberhafte Unruhe; diese sowie das Bewußtsein der mit der Ballonfahrt verbundenen Gefahr können allein schon die beschleunigte Pulsfrequenz herbeiführen. 2. Die Abkühlung, die der Körper infolge der niedrigeren Temperatur der höheren Luftschichten erfährt, ist häufig sehr beträchtlich; sie ist in einzelnen Fällen lästig empfinden worden. 3. Die Luftdruckverminderung bewirkt, wenn die Eustachische Röhre verstopft ist, Ohrensausen und selbst Ohrenschmerzen. 4. Die Verringerung des Partialdruckes des Sauerstoffs hat, zumal bei Fahrten, die über 7000 Meter hoch gingen, die Lustschiffer beeinträchtigt. Bemerkenswert ist, daß gerade die besten Beobachter, die berühmten Boussier Gay Lussac und Biot und der Astronom Bessel durch die Verringerung des Partialdruckes des Sauerstoffs in keiner Weise beeinträchtigt worden sind. 5. Daß bei raschem Aufstiegen dem Ballon in großer Menge entströmende Gas hat vielfach den Lustschiffern große Beschwerden und selbst Lebensgefahr, ja Tod bereitet. —

Medizinisches.

c. o. Das farbige Licht als Heilmittel. Ein junger dänischer Arzt, Dr. Finsen, hatte schon vor längerer Zeit in einer wissenschaftlichen Zeitschrift darauf hingewiesen, daß die rothen Strahlen auf die Heilung gewisser schwerer Blatternfälle einen günstigen Einfluß ausüben. Das veranlaßte ihn, die Einwirkung des farbigen Lichts auf verschiedene Krankheiten zu studiren, wobei er die Entdeckung machte, daß die blauen Strahlen einen ganz bestimmten Einfluß auf den „Lupus“ haben. Seine Studien fanden solchen Anklang, daß das dänische Parlament ihm eine Unterstüzung von 20 000 Kronen bewilligte. Dr. Finsen hat nun im Garten eines Hospitals in Kopenhagen ein Laboratorium eingerichtet, das mit allen Instrumenten für das neue Heilverfahren versehen ist. In den letzten Monaten wurden 50 Lupuskranker der Strahlenkur unterworfen; 19 sollen gänzlich geheilt sein, während die anderen noch in Behandlung sind. —

Aus dem Thierleben.

— Treue einer Kaze. Man bringt im gewöhnlichen Leben den Begriff der Anhänglichkeit und Treue nicht in Verbindung mit einer Kaze, man hält vielmehr diese Thiere für falsch und untreu. Wie anhänglich aber eine Kaze sein kann, das beweist folgende seltsame, aber wahre Thatsache. In Rohrbach in Vorhingen wohnt ein Herr, der sich eine Kaze hält. Wenn dieser Herr den Spazierstock in die Hand nimmt, um einen Spaziergang in seine Fluren zu unternehmen, begleitet ihn seine Kaze ein Stündchen, indem sie bald vor ihm, bald hinter ihm sich in lustigen Sprüngen ergeht. Kürzlich spielte sich dieselbe Scene ab, doch der Herr der Kaze lehrte nicht wie gewöhnlich nach Hause zurück, sondern bestieg auf dem von seinem Wohnorte eine Viertelstunde weit entfernten Bahnhofe den Eisenbahnzug und lehrte erst nach einigen Tagen wieder. Zu seinem unbefreiblichen Erstaunen erwartete ihn die Kaze auf dem Bahnhof; dieselbe war inzwischen nicht zu Hause gewesen, sondern auf dem Bahnhof geblieben und, wenn ein Zug in der betreffenden Richtung eintraf, lief sie auf den Bahnsteig; jedes Mal, wenn ihr Herr nicht ausstieg, zog sie sich zurück. Endlich kam ihr Herr doch, und als sie ihn erkannte, schmeigte sie sich miauend und freudvoll an ihn und lehrte mit ihm in das Dorf zurück, wo man sie fünf Tage lang nicht gesehen hatte. —

Astronomisches.

— Gegen die Benutzung der Spinnensäden, welche wegen ihrer Feinheit und Stärke noch für die Fadenkreuze der astronomischen Instrumente Verwendung finden, betont F. L. D. Wadsworth die Nachteile, welche die Hygroscopicität und theilweise Durchsichtigkeit dieser Fäden zur Folge hat, und die sie mit den gleichfalls zu verwerfenden Seidenfäden theilen. Früher waren sie freilich unentbehrlich, da die Metallfäden zu groß für diesen Zweck sind. Jetzt jedoch hat man in den Quarzfäden ein Material, das nicht allein von atmosphärischen Aenderungen nicht beeinflusst wird, sondern auch an Feinheit und Stärke die Spinnensäden und alle anderen bekannten Fäden weit übertrifft. Die Durchsichtigkeit der Quarzfäden wird beseitigt durch Versilbern

mittels eines der bekannten Versilberungsverfahren, wodurch sie selbst im stärksten erleuchteten Felde vollkommen undurchsichtig werden. Wadsworth hat sich versilberte Quarzfäden seit fünf Jahren als Gitterfäden eines Beobachtungsfernrohrs mit dem besten Erfolge benutzt und empfiehlt dieselben unter Beschreibung eines einfachen Versilberungsverfahrens. — („Naturwiss. Rundsch.“)

Humoristisches.

— „Ostelbier.“ Neulich gönnte sich ein Bauer im Elsaß im Wirthshaus ein Weiches Raft, und um das Nüchtere mit dem Angenehmen zu vereinigen, studirte er bei seinem Glase Bier die Weltneugierigkeiten in dem aufliegenden Blättle. Dabei stieß er denn wiederholt auf die „Ostelbier“. Die sind nun, was die Personen anbelangt, auch im Elsaß vorhanden und wohlbekannt, aber der Name war dem Bauer unbekannt geblieben. Deshalb wunderte er sich sehr und meinte zu seinem Nachbar: „Was das jeh widder für e neie Bierfort isch! Do hett mer Strohburger Bier, Münchener Bier, Pilsener Bier, Kölner Bier, un jeh widder e neie Sorte, das Ostelbier! Wu mag des wohl hartomme?“ „Aus Puttkamerun!“ beehrte ihn der Nachbar, und der Bauer freute sich der erworbenen Kenntniß. —

c. o. Ein Nießkonzert im Gerichtssaale. Ein komischer Prozeß spielte sich dieser Tage in der dritten Abtheilung der Mailänder Strafkammer ab. Zwei Händler waren wegen Betrages angeklagt, weil sie einer würdigen alten Dame ein aus Olivenkernen hergestelltes, mit schädlichen Zuthaten gemischtes Pulver als Pfeffer verkauft haben sollten. Man rief einen Sachverständigen, und drei Päckchen, welche 17 Kilogramm von jenem Pfeffer enthielten, zierten den Präsidientensaal. Doch kaum waren sie geöffnet, als ein feiner Staub die Luft erfüllte und sich rasch überall hin verweilte. Sofort begannen die in der Nähe der Päckchen sitzenden Herren zu niesen: der Präsident, die Richter, der Staatsanwalt, der Schreiber, die Vertheidiger u. s. w., bis in dem ganzen Saale ein einziges großes Nießkonzert stattfand, denn auch die Zuhörer und die Angeklagten hatten sich der Einwirkung des „reizenden“ Staubes, der in Hals und Nasenhöhle drang, nicht entziehen können. Die Sitzung mußte, unter allgemeinem Gelächter, unterbrochen werden. —

Vermischtes vom Tage.

— Das Kartoffel-Denkmal. Im Oberharz auf dem sogenannten Brandhal, zwischen Braunlage und Larne ist unter dichtem Waldgebüsch ein merkwürdiges Denkmal aufgefunden worden, das dort vor 150 Jahren errichtet wurde und inzwischen ganz in Vergessenheit gerathen war. Als man zufällig den Wald an dieser Stellelichtete, legte man zur größten Ueberraschung einen 2 Meter hohen Granitblock frei, der auf einem zweistufigen Unterbau ruht und auf eiserner Tafel die Inschrift trägt: „Hier wurden im Jahre 1747 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht.“ —

— Ein Kanzler (Pfalz) erschlug ein wegen Falschmünzerei inhaftirter Rosettenmacher den Gefängnißverwalter und verletzete dessen Frau und Tochter schwer. —

— Ein Luxemburger Schneider wurde in Diederhofen als „Spion“ verhaftet. Er hatte sich vor dem Meher Thor „Aufzeichnungen“ in sein Notizbuch gemacht. Diese Aufzeichnungen entpuppten sich bei näherem Zusehen als Notizen, welche angaben, wie viel der Schneider in der vergangenen Nacht ausgegeben. —

— Eine Kabiäte. In einer Wirthshausbude auf der Oberfestwiese in München zerschlug eine Kellnerin am Kopfe eines Schloßers, mit dem sie in Streit gerathen war, drei Maßstrüge. —

— In Gaje bei Lemberg veranstaltete der Propinationspächter Scharrer unlänglich der Hochzeit seiner Tochter ein Festessen. Sämmtliche Theilnehmer erkrankten unter Vergiftungserscheinungen. Vier sind bereits gestorben. —

— Im Golse von Fiume herrschte eine fürchterliche Vora. Die Küstenschiffahrt mußte eingestellt werden. Der Verkehr mit Abbazia ist unterbrochen. Die Züge langen sämmtlich mit großen Verspätungen an. —

— Ein Glockenkäuter raubte in Antwerpen einer Familie aus Rache einen vierjährigen Knaben, knüpfte das Kind auf und ertränkte sich dann. —

— Feiner Geschmack. Die reichen englischen Weiber halten sich jetzt Schlangen als Schooß- und Lieblingsthierchen. Es kommt ihnen auf die „Wonneshauer“ an, die eine Veräugung mit der kalten, schlüpfrigen Haut der Reptilien hervorruft. Auch kleine Alligatoren und grüne große amerikanische Eidechsen werden an silbernen Ketten durch die Salons geschleift. —

— In Klondyke hat „Richter Lynch“ sein erstes Opfer gefordert. Ein Geldgräber, dessen Vorräthe zu Ende waren, hatte einem Kameraden einen Schinken gestohlen. Er wurde gehängt. —